

Leberecht Hühnchen [Fortsetzung]

Autor(en): **Seidel, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 11

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leberecht Hühnchen

Von Heinrich Seidel

10

Das Glanzstück aber aller dieser Wandverzierungen bestand in einer Oelskizze, die von einem bekannten Berliner Maler herrührte und eigens für diese Einsiedelei gestiftet worden war. Das Bild, in übertriebenem Hochformat, trug die Unterschrift: «Das Rätsel des Lebens», und stellte eine Sphinx dar, die weinend auf einem Baume sass, während ein Totengerippe, ein blutendes und brennendes Herz zu ihr emporhaltend, den Stamm hinaufkletterte. Zu Füssen des Baumes sass eine weibliche verhüllte Gestalt mit einem Tränenkrüge, während im Hintergrunde aus dunkelblauem Himmel ein rotgelber Mond zwischen düsteren Zypressen hervorschien. Dieses Bild war Doktor Havelmüllers grösster Stolz. «Seht, liebe Freunde!», sagte er, «das nenne ich wahre Tiefe. Eine unendliche Deutsamkeit liegt in dieser Darstellung und doch hat noch niemals jemand ihren Sinn ergründet. Kürzlich war Doktor Spintifex aus Berlin hier, der am Museum angestellt ist und vom Staat dafür bezahlt wird, Tag und Nacht über die alten langweiligen Bilder nachzudenken, die sie da aufgehängt haben. Um ein Uhr nachmittags sah er zuerst dies Bild, verankerte sich davor und nahm es mit allen seinen Geisteskräften in Angriff. Um zwei Uhr, als ich wieder nachsah, waren seine Augen stier darauf gerichtet, und man sah, wie sein Gehirn mit Pferdekraft arbeitete. Um drei Uhr hatte er den Kopf zwischen die Knie gesteckt und wühlte mit beiden Händen in seinen strähnigen Haaren. Gegen vier Uhr legte ich ihm ein nasses, ausgewrongenes Handtuch um die Stirn, und so um Fünfe herum holte ich zu diesem Zwecke Eis vom Seeschlösschen. Da er aber gegen sechs Uhr trotzdem anfang zu delirieren, so brachte ich ihn mit sanfter Gewalt auf die Pferdebahn und nach Hause, wo er sich sofort ins Bett legen musste und seine Wirtin ihm Kamillentee kochte. Vierzehn Tage später begegnete ich ihm auf der Strasse, allein er kannte mich nicht, hielt sich selber für ein Skelett und wollte nach der Anatomie, um sich neue Rippen einsetzen zu lassen. Augenblicklich befindet er sich in einer Kaltwasserheilanstalt. Wenn ich euch raten soll, liebe

Freunde, so hütet euch wohl, über dies Bild nachzudenken.»

Während Doktor Havelmüller dergleichen fast ungläubliche Dinge in die Türe hinein erzählte, stand er draussen in der sogenannten Veranda, an einem Petroleumkochapparat, auf dem allerlei Konservengerichte schmorten, und nach einer kurzen Weile erklärte er, das Essen sei fertig. Die Stühle wurden hineingeschafft, und als wir alle sassen, war der Raum so voll, dass sich selbst der Suppenkaspar aus dem Struwelpeter in seinem letzten Lebensstadium nicht hätte hinter unseren Stühlen mehr durchschlängeln können. In diesem Augenblick schlug sich Doktor Havelmüller mit gut gespielmtem Schrecken an die Stirn, denn ich bin überzeugt, er hatte es absichtlich so weit kommen lassen, um die holde Ursprünglichkeit seiner Einrichtungen besser ins Licht zu setzen, und rief: «Ach, leider muss ich die Herrschaften noch einmal bemühen, denn ich habe vergessen, in meinen Weinkeller zu steigen!»

Mit grosser Mühe schoben wir die Stühle beiseite und drängten uns in die Winkel, während Doktor Havelmüller eine lose Fussbodenplanke aufhob und darunter einige Weinflaschen hervorholte. «So», sagte er dann, während er diese entkorkte, «nun bitte, liebe Freunde, langt zu. Erster Gang: Tegelkaviar.»

Wir nahmen alle von dem merkwürdigen Gericht, in dem eine Anzahl von Kapern das einzig Erkennbare waren, strichen es auf Semmelscheiben und fanden es von hohem Wohlgeschmack. Frau Lores hausmütterlicher Sinn regte sich, und sie fragte nach der Herstellung dieses merkwürdigen Gerichtes.

«Ich wollte Sie ja mit echtem Kaviar bewirten», sagte Doktor Havelmüller traurig, «frisch, grau, grosskörnig, rollend, schwach gesalzen, wie er sein muss und habe den Tegeler Fischer gebeten, mir einen Stör zu fangen, einen guten Rogener, und wenn er drei Mark kosten sollte. Der Mann hat mir aber kein Verständnis entgegengebracht. Als ich fort ging, hörte ich ein beleidigendes Lachen, und als ich mich schüchtern umsaß, bemerkte ich, wie

der Fischer mit seinem Finger an der Stirn zu seiner Frau Gebärden machte, die fast einer schweren Injurie gleichkamen. Es war also nichts, aber ich dachte: Ein Genie geniert sich nie und das Talent weiss sich stets zu helfen, und in einem glücklichen Augenblick erfand ich den Tegelkaviar. — Sie nehmen, verehrte Frau, auf zwölf Oelsardinen feinsten Marke vier Sardellen, zerhacken alles sehr fein, mischen es mit etwas Sardinenöl und einigen Kapern und der Tegelkaviar ist fertig. Sie sehen, einfach, wie alle wirklich grossen Erfindungen.»

Das Essen nahm seinen Fortgang und bestand aus allerlei in Blechbüchsen konservierten Gerichten, denen der Doktor durch geschickte Zutaten einen besonderen Wohlgeschmack erteilt hatte. Wir waren ungemein lustig, obwohl sich in dem engen Raume bald eine grosse Wärme entwickelte. Als unser Wirt merkte, dass Frau Lore sich mit der Serviette das erhitzte Antlitz fächelte, erklärte ein sanfter Schein seine Züge und er sagte: «Nicht wahr, Frau Hühnchen, Sie leiden von der Hitze? Dem wird bald abgeholfen sein; ich werde die Ventilation in Tätigkeit setzen.»

An der einen Bretterwand befand sich eine Aststelle, deren Kernzapfen allmählich eingetrocknet war und lose in seiner Oeffnung sass. Dieser Zapfen war an einem Stückchen Leder befestigt, so dass er sich wie ein Fensterchen beiseite klappen liess und so die Oeffnung des Astloches frei machte. Als Hühnchen so ganz unvorbereitet dieser wundervollen Ventilationsvorrichtung ansichtig wurde, geriet ihm vor freudiger Ueberraschung ein Krümchen in die falsche Kehle, so dass er Minuten brauchte, um wieder zu sich zu kommen. Nachher sagte er, wenn er heute noch einmal so etwas Glanzvolles zu sehen bekäme, so würde es sein Tod sein. Solche Anerkennung tat Doktor Havelmüller wohl, er sah mit liebevollen Augen auf seine Ventilationsklappe und streichelte sie.

Nach dem Essen besahen wir den Garten. «Als ich ein Kind war», sagte unser Wirt, «lebte ich in beschränkten Verhältnissen, aber wir hatten ein kleines Haus mit einem Garten dahinter. Dort blühte und duftete der Lavendel in blauen Polstern, und andere gewürzige Kräuter, wie Salbei, Majoran und Marienblatt. Dort gab es brennende Liebe, weisse Lilien, wohlriechende Nelken und einen Flor von Sommerblumen, die heute aus der Mode und vergessen sind, alles hervorgewachsen aus geschenkten Samen, von Familie zu Familie ausgetauschten Zwiebeln und erbetenen Steck-

lingen. Eine grüne, etwas rauhe Sorte von Stachelbeeren wuchs dort von köstlichem Geschmack. Sie ist jetzt auch fast vergessen und verdrängt von den faden, grossen englischen Riesenbeeren, die nach gar nichts schmecken. Nach solchem Garten, der mein Kinderparadies war, habe ich mich zeit lebens geseht und von ihm geträumt, und da er sich in Berlin nicht verwirklichen liess, habe ich es gemacht wie der alte Mohammed, und weil der Garten nicht zu mir kam, so bin ich zu ihm nach Tegel gegangen. Hier hat aber mein Leben mich bereits bei manchen in schlechten Ruf gebracht. Einige der braven Eingeborenen, die sahen, dass ich des Nachts in dieser schlechten Hütte schlafe, im Schweisse meines Angesichts Kartoffeln und Gemüse baue, so dürrtige und billige Gewächse pflanze und mir des Abends selber meine bescheidenen Gerichte koche, zeigen mich ihren Kindern als abschreckendes Beispiel und sagen: ‚Seht diesen reichen Mann,‘ — denn dafür halten sie mich — ‚er könnte alle Tage Austern und Kapaunen essen, aber er lebt wie ein Hund und schläft in einer Bude schlechter als ein Ziegenstall. Seht Kinder, dazu führt der Geiz!‘» —

Der Doktor zog die Schulter hoch, streckte die Hände vor sich und stand eine Weile in trübseliges Schweigen versunken, wie ergeben in sein Schicksal. Dann aber ermannte er sich wieder, erhob das Haupt und rief: «Nun aber vorwärts, auf zur Liebesinsel!»

V. Die Liebesinsel

Wir zogen nun alle hinab zum nahen See, wo an dem Landungsstege ein Kahn bereit lag, in dem ein junger Eingeborener schon unser wartete. Der Nachmittag dieses Tages, an dem Frühling und Sommer sich scheiden, war sill und klar, und als wir über den blanken Spiegel des Sees dahinfuhren, waren die kleinen Wellen, die von unserem Kahne ausgingen, fast das einzige, die glatte Fläche zu trüben. Wenige Tage vorher hatte ein Sturm geherrscht und dabei war eines der kleinen Segelboote, die dort von Liebhabern gehalten werden, gekentert und gesunken. Nun beschäftigte sich eine Anzahl von Leuten in Kähnen damit, es wieder zu heben, und der Klang ihrer ermunternden Zurufe drang zuweilen aus der Ferne zu uns her. Der stille, glänzende Tag über dem blanken, regungslosen See hatte auch uns schweigsam gemacht, und eine Zeitlang war nichts vernehmlich als das taktmässige Geräusch der Ruder und das leise Rieseln des Wassers vom Bug unseres Kah-

nes. Rings lagen die Ufer im Sonnenduft und nur undeutlich hob sich das kleine Inselchen, das unser Ziel war, von dem Dämmer der dahinter liegenden Waldung ab. Jedoch bald zeigte es sich deutlicher, ein wunderbar kleines Eiland mit nur einem grösseren Baume, allerlei Buschwerk und einem Streifen Uferschilf. Wir umfuhren es in grossem Bogen, um an eine passende Landungsstelle zu gelangen, und bald stiess der Kahn scharrend auf den Ufersand. Hühnchens Entzücken, als er sich näher auf diesem Fleckchen Erde umsah, war unbeschreiblich. «Beim Robinson», sagte er, «dies ist wahrhaftig die Insel meiner Träume. Als Kind hätte ich so etwas Zaubenhaftes gar nicht für möglich gehalten. Hier möchte ich meine Tage beschliessen. Hier ist gerade Platz für ein kleines Haus und einen bescheidenen Garten und was will man mehr? Dies kleine Wäldchen», dabei zeigte er auf den einen Baum und das verschiedenartige Buschwerk, das ihn umgab, «würde ich natürlich unangetastet lassen, ebenso diese blumige Wiese, die als eine spitze Halbinsel in den See verläuft.»

Während nun Hühnchen unter entzücktem Schweigen seine Augen an dieser Insel, die allerdings wie für ihn geschaffen erschien, weidete, ward aus dem Gebüsch der lieblich dahinrieselnde Gesang einer Dorngrasmücke vernehmlich.

«Der Herr Vizewirt!» sagte Doktor Havelmüller geheimnisvoll, indem er mit dem Daumen nach der Richtung deutete, wo der Vogel sang. «Was denn?» fragte Hühnchen verwundert. «Dieses kleine Eiland», sagte der Doktor wie immer mit tiefem Ernst, «gehört dem bekannten Ornithologen und Naturforscher Doktor Bolle, der im Sommer auf der dort sichtbaren grösseren Insel Scharfenberg haust und sich der Pflege seiner seltenen Bäume und Gesträuche und dem Schutze der dort zahlreich angesiedelten Singvögel widmet. Hier dagegen wohnt niemand als ein Pärchen Dorngrasmücken, dem er die Aufsicht über die Insel anvertraut hat. Ihr Gehalt beziehen sie in Naturalien, die sie sich selber suchen dürfen.»

Ich hatte unterdes mit dem Scharfblick, den mir frühere Uebungen in solchen Dingen gab, das Gebüsch durchspäht und glücklich das Nest der Dorngrasmücke aufgefunden, das von dem Weibchen trotz der Störung durch den fremden Besuch noch nicht verlassen worden war. Ich wollte davon kein Aufsehen machen, insbesondere nicht wegen des jungen Tegeler Eingeborenen, der leicht einmal in späterer Zeit zurückkehren konnte, um dieser stillen Häuslichkeit den Frieden zu rauben.

Doch Frieda war gerade in meiner Nähe, und da Doktor Havelmüller in seiner beliebten Weise Wahrheit mit Dichtung mischend, gerade einen Vortrag über die Insel Scharfenberg hielt, dem der Tegeler Autochthone mit offenem Munde lauschte, so ergriff ich sanft die Hand des schönen Mädchens und führte sie, die mich verwundert anblickte, so, dass sie durch eine Lücke zwischen den Zweigen auf das Nest hinsehen konnte. Frieda war ein Kind der Grossstadt und ein Vogelnest, wenn auch gerade nichts Unbekanntes, doch immer ein Stück Märchen für sie. Der Vogel sass ganz still, nur sein dunkles Auge war unablässig auf uns gerichtet. «Ach, das liebe Tierchen», sagte Frieda, «wenn wir es nur nicht stören.» Und von dieser Furcht ergriffen, ging sie ängstlich und leise rückwärts, mich sanft an der Hand nach sich ziehend. Als wir uns weit genug entfernt hatten und noch eine Weile unschlüssig Hand in Hand standen, fühlte ich, wie die ihre sich leise löste. «Ich danke dir,» sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, als fürchteten sich diese, den meinen zu begegnen, und ging still hinweg.

Derweil hatte Doktor Havelmüller begonnen, ein Häufchen Holz, das auf einer schon öfter benutzten Brandstelle bereit lag, zu entzünden; in einem mitgebrachten Kessel ward Wasser aufgesetzt, Tassen und Geschirr aus dem Kahne geholt und vermittelt einer Flasche kräftigen Extraktes bald ein tüchtiger Kaffee zustande gebracht. Während wir nun das braune Getränk behaglich schlürften, begann der Doktor aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Phantasie allerlei Sagenhaftes über diese Insel zu berichten: «Ich bin überzeugt, dieser Boden steckt voller Altertümer,» sagte er. «Ich fand hier früher bereits einmal eine alte Schuhsohle aus der Zeit des Grossen Kurfürsten. Aber noch viel weiter greift die Geschichte dieser Insel zurück. Es ist fast ausser allem Zweifel, dass hier einstmals ein Heiligtum der wendischen Liebesgöttin gestanden hat, worauf ja auch der Name der Insel hindeutet. Und so tief haften dergleichen Erinnerungen im Volke, dass verbürgten Nachrichten zufolge noch heute zuweilen Liebespaare hier landen sollen, um der Göttin Opfer zu bringen.»

Der Ernst, mit dem der Doktor solche Dinge vorzutragen wusste, hatte etwas Erhabenes, jedoch unterbrach er sich jetzt, als er bemerkte, dass die ganze Gesellschaft im Kampfe mit den Mücken begriffen war, einer besonders blutigierigen und heimtückischen Sorte.



Unaufhaltsam steigt der Frühling auch in die Berge und bricht die gestrenge Macht des Winters. Sinnend blickt die Skifahrerin ein letztes Mal in die hohe Bergwelt und nimmt mit einiger Wehmut Abschied von den winterlichen Wanderungen. Aber auch sie freut sich auf den Frühling.

«Gegen die Mücken führe ich ein Mittel bei mir», sagte er, eine Zigarrentasche hervorziehend, «ich entdeckte diese unvergleichlichen Rauchröllchen bei einem Krämer in Tegel, dem ihr hoher Wert wahrscheinlich unbekannt ist, denn er verkauft sie für drei Pfennige das Stück. Es ist die Sorte, von der Johannes Trojan singt:

„Eine Zigarr' entbrannt' er,
Die war als wie ein Panther
Gesprenkelt gelb, grün und braun,
Wie ein Sittich war sie zu schaun,
Schön war sie, dazu gross und stark,
Sie war in der Ukermark
Gewachsen in einem bösen Jahr.“

«Der Rauch dieser Zigarren, für einen Menschen von starker Gesundheit verhältnismässig unschädlich, wirkt auf Mücken unbedingt tödlich. Sobald ihr auch nur ein Spürchen davon in die Nase kommt, so fängt sie an zu husten und hustet sich mit grosser Geschwindigkeit ganz weg, so dass bald nur ein winziges Staubwölkchen die Stelle bezeichnet, wo sie schwebte.»

Als der Doktor unsere Unschlüssigkeit bemerkte, uns dieser kraftvollen Zigarre zu bedienen, warf er dem vorgezeigten Probeexemplar noch einen liebevollen Blick zu, steckte es wieder ein und förderte andere Zigarren ans Licht, die uns mehr Vertrauen einflössten und sich trotz ihres echten Havannaduftes gegen die Mückenplage nicht unwirksam erwiesen. Als nun die blauen Wölkchen behaglich in die stille, sonnige Luft emporstiegen, fuhr Doktor Havelmüller in seinen Erörterungen fort: «Also ich halte den Boden dieser Insel für reich an Altertümern, ja vielleicht an Schätzen. In der Johannismacht des vorigen Jahres sah ich hier ein blaues Flämmchen glühen, was sehr verdächtig ist. Nun, wir haben heute wieder Johannismacht und die Zeit ist also für solche Unternehmungen günstig. Zudem sehe ich dort einen Strauch der sagenreichen Hasel — wie wäre es, wenn ich mit der Wünschelrute einen kleinen Versuch machte? Mein Freund Doktor Julius Stinde, der selbst ein geschickter Rutengänger ist, hat mich in dieser Wissenschaft genau unterrichtet.»

Der Doktor stand auf, schnitt mit grosser Feierlichkeit einen gabelförmigen Zweig von der Haselstaude, putzte ihn sauber ab und nahm die beiden Enden kunstgerecht zwischen die verwendeten Hände, so dass der Stiel in die Höhe stand. Dann schritt er langsam und würdevoll, die Rute vor sich haltend, über den Sandboden, bis plötzlich in der Nähe eines alten Baumstumpfes der Zweig sich neigte und gleichsam gegen den Boden ge-

zogen wurde. «Die Art und Weise, wie die Rute sich bewegt», flüsterte Doktor Havelmüller geheimnisvoll, «deutet auf Wasser. Am Ende kein Wunder in dieser feuchten Gegend, aber bemerken Sie wohl das eigentümliche Zittern, das sich meiner Hände bemächtigt hat? Dieser Tadderich ist höchst verdächtig, denn er deutet daraufhin, dass das Wasser gebrannt ist. — Sollte vielleicht ein alter geiziger Säufer hier seine Schätze vergraben haben?» Ein Spaten ward aus dem Kahne geholt, und mit scheinbar grosser Aufregung begann der Doktor zu graben. «Ha!» rief er plötzlich, «soeben stiess ich auf etwas Hartes!» Dann warf er sich auf die Knie und wühlte aus dem feuchten Sande eine Flasche hervor, die er prüfend gegen das Licht hielt: «Alter Nordhäuser Korn», rief er gerührt, «wie gerechtfertigt war mein Verdacht auf Altertümer doch, aber es scheint mehr dort zu sein.» Alsbald warf er noch weiter den Sand beiseite und zog nach einer Weile aus der Grube ein zweites Fläschchen mit rotem Inhalt. «Rosenlikör», flüsterte er, «was für die Damen! Es ist unglaublich!» Dann sprang er auf und rief: «Dieser seltsame Erfolg gibt mir Mut. Ihr werdet bemerkt haben, dass wir unser Feuer auf einer alten Brandstelle anzündeten. Solche alten Brandstellen sind stets ungeheuer verdächtig!» Und mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings begann er die noch glühenden Kohlen beiseite zu räumen und auf der Stelle, wo noch soeben das Wasser heiss gemacht war, zu graben. Nach kurzer Weile hielt er inne und sagte sichtlich zitternd vor Aufregung: «Ich stosse schon wieder auf was Hartes!» Hühnchen, nachdem er sich von einer ungeheuren Lustigkeit über diese Komödie erholt hatte, griff mit zu und bald förderten beide einen mächtig grossen, braun glasierten Deckeltopf mit zwei Henkeln an die Oberfläche.

«Eine Urne», sagte Doktor Havelmüller, «eine Urne von höchst seltsamer Form. Ich glaube, dieser Typus ist noch in keiner Sammlung vertreten.» Er hob den Deckel vorsichtig ab, und nun zeigte sich inwendig ein zweites offenes Gefäss mit Erde und Brandresten gefüllt. Dieses war von Glas und hatte ganz genau die Form und den emaillierten Rand jener ungeheuren Bassins, aus denen man Weissbier trinkt. Bei näherer Besichtigung zeigte sich darauf eine Inschrift in Runenbuchstaben, offenbar durch Flussäure eingätzt. Mit merkwürdiger Geläufigkeit las der Doktor uns diese vor: «König Jaczko seinem lieben Doktor Havelmüller z. fr. Erg.»

(Fortsetzung folgt)